Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 65 (1990)

Artikel: Über alternative Kultur

Autor: Gloor, Beat

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-324375

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ÜBER ALTERNATIVE KULTUR

Mitte August habe ich einen Brief bekommen, in dem mich die Redaktionskommission der «Badener Neujahrsblätter» bat, einen Artikel über alternative Kultur «mit besonderer Berücksichtigung der regionalen Situation» zu schreiben. Gedacht sei an einen «Beitrag eher grundsätzlicher Art», da die Blätter «der Tagesaktualität ohnehin entrückt» seien. Man erhoffe sich davon «eine klärende Wirkung in der Öffentlichkeit», da in diesem Bereich anscheinend «recht wirre Vorstellungen» herrschten.

Ich habe mich sehr über den Brief gefreut, habe gleich zugesagt und setze mich noch am selben Abend mit schräggehaltenem Kopf an den Schreibtisch.

Aber was da herauskommt, macht mich betroffen. Die Sätze sind voller Stacheln. Wo die Wut fehlt, herrscht Resignation. Ich werde giftig, kann nicht objektiv oder «grundsätzlich» sein, bin Partei. Die Vermutung drängt sich auf, dass ich genau über jene «wirren Vorstellungen» verfüge, welche die Redaktionskommission so gerne geklärt sähe.

Ich habe das Wettinger Jugendhaus noch gekannt, bin im Kornhaus Baden zu den Doors herumgehüpft, habe im Jugos Untersiggenthal Platten aufgedem stotternden Stromgenerator Pikett gestanden, habe im «Winkelried» hinter der Bar bedient, habe die paar lauten Sommerabende im Oederlin und auf dem Streule-Areal genossen und schliesslich – schon ein wenig aus Distanz – das Seilziehen um den Schlachthof mitverfolgt.

Das Wettinger Jugi ist wegen Drogenproblemen geschlossen worden. Im Kornhaus sind die Musikveranstaltungen seit Juli untersagt. Im «Roten Turm» waren Veranstaltungen unter anderem aus feuerpolizeilichen Gründen

nicht mehr möglich. Im «Falken» macht ein Brockenhaus-Privatunternehmer angeblich gemeinnützige Gewinne. Im Oederlin wollten sie uns bald nicht mehr. Dem «Winkelried»-Wirt hat es mit der Zeit zu viele Lämpen gegeben. Das Streule-Areal ist durch Klagen aus der Nachbarschaft gerichtlich blokkiert worden. Der Schlachthof ist geräumt und bis auf weiteres geschlossen.

Im vergangenen Jahr sind viele kulturelle Veranstaltungen (Vernissagen, Ausstellungen, Konzerte und Privat-Feten) in Abbruchobjekten gelaufen: an der Lägerlistrasse 4 (abgerissen), in den Gewölben unter der ehemaligen Brauerei an der Sonnenbergstrasse (Überbauung projektiert), im Plüss-Häxehüsli (abgerissen für Museumserweiterung), an der Badstrasse 34 (Projekt «Weiche») usf. Langsam wächst so das Bewusstsein, dass man die Feste feiern soll, bevor die Häuser fallen.

«Galerie im Abbruchobjekt» hat es mehrmals geheissen, und es wird auch in Zukunft «Galerie im Abbruchobjekt» heissen, immer wieder «Galerie im Abbruchobjekt», bis vielleicht klar wird, dass es gar nicht «Galerie im Abbruchobjekt» heissen muss, sondern vielmehr «Abbruch im Galerieobjekt», Abbruch im Galerieobjekt Baden.

Auch die Bodenpreise bilden eine Realität, in welcher Kultur stattfinden kann oder eben nicht. Aber was ist denn das für eine Stadt, die zusieht, wie man ihren Mietern immer wieder den Boden unter den Füssen wegzieht bzw. das Dach über dem Kopf abreisst und ihnen zum Trost eine Tagung über «Die Grüne Stadt» beschert? Was ist das für eine Stadt, die zulässt, dass eine Kulturanlaufstelle um die andere gerichtlich blockiert wird, und die es, weil sie es allen recht machen will, am Ende überhaupt niemandem mehr recht machen kann?

Die Musikveranstaltungen im Kornhaus sind untersagt worden. Der Lärm ist für die Anwohner nicht mehr zumutbar gewesen. Warum verbietet man nicht endlich die Mellingerstrasse!?
Wer einem Jugendlichen die Musik wegnimmt, nimmt ihm einen Teil seiner Jugend weg. Ohne Musik stimmt denn auch für die meisten im Kornhaus die Mischung aus Spass und Engagement nicht mehr. Die stimmt im Nelson-Pub weit eher, und dort gibt's erst noch eine Stange dazu. Dass bei diesem Kulturtransfer ein wenig Kreativität auf der Strecke bleibt, ist der Preis, den die hiesige Jugendpolitik dabei bezahlt. Dafür ist Ruhe. Aber es ist eine verordnete Ruhe, eine verwaltete Ruhe, eine ungesunde Ruhe. So wird nicht etablierte Kultur etabliert, noch bevor sie stattgefunden hat. So werden gleich-

zeitig Restaurationsbetriebe gefördert und Schlachthöfe verhindert. Ich frage mich, ob da Absicht dahintersteckt, und hoffe, nein.
Kulturausgaben sind Investitionen, und die nicht etablierte Kultur ist gewissermassen das Jugendsparheft der Kultur. Ich verstehe nicht, wieso Baden nicht besser investiert. Ich verstehe eigentlich sehr vieles nicht. Ich frage mich, weshalb ausgerechnet so einer wie ich diesen Artikel schreiben soll. Ich bin drauf und dran, abzusagen, beginne ein paar Tage später trotzdem zu recherchieren, setze mich mit Behörden, Kulturschaffenden und Kulturvermittlern in Verbindung, beruhige mich etwas, setze mich noch einmal ans Pult und schreibe folgenden Artikel:

Kultur

Der Begriff «Kultur» leitet sich aus dem zweiten Partizip (cultum) des lateinischen Verbs «colere» her (bebauen, bewohnen, pflegen, ehren). Kultur ist das von Menschen aufgrund ihrer Fähigkeiten in Auseinandersetzung mit der Umwelt und mit sich selbst Hervorgebrachte (vgl. «Meyers Enzyklopädisches Lexikon»). Der Kulturbegriff unterliegt in seinem heutigen Gebrauch allerdings zwei Einschränkungen. Erstens wird er als kritische Wertung verwendet, als Massstab des Vernünftigen, des ethisch und ästhetisch Vertretbaren. Zweitens wird er seit der Jahrhundertwende von der materiell-technischen Seite der Lebensgestaltung (Zivilisation) abgegrenzt.
Die zum Kulturbudget-Voranschlag 1986 erschienenen «Schwerpunkte der Zürcher Kulturpolitik» der Präsidialabteilung der Stadt Zürich aktualisieren diesen Kulturbegriff: Während die Künstler der vorbürgerlichen Gesellschaft im Sold kirchlicher und weltlicher Machtträger standen (Kirche und Hof als Zentren der Kultur), übernahm nach der Französischen Revolution zunehmend der Staat die Rolle des Kulturträgers. Er förderte Kultur analog zum Bildungssystem und zu den Wissenschaften. So entstand durch die Unterstützung von Theater, Oper, Konzertgesellschaften, Bibliotheken und Museen ein Begriff von Kulturschaffen, der durch die «in letzter Zeit sprunghaft angestiegenen kulturellen Aktivitäten eines zunehmend grösser werdenden Teils der Bevölkerung» erweitert wurde. Dieser breite Begriff, «wie ihn auch der Europarat verwendet», bezeichnet Kultur als «Kommunikation und Auseinandersetzung» von Individuen oder Gruppen mit der Gesellschaft. Kultur vermittelt Lebensgefühle, Ängste, Träume, Wünsche, macht gesellschaftliche Probleme sichtbar, entwirft Zukunftsperspektiven und trägt somit «zum Verständnis und zur Bewältigung der Gegenwart» und zur «Sinngebung für unser Leben» bei.
Kultur ist jedoch nicht für alle dasselbe. Im Gegenteil – Kultur ist auch ein *Unterscheidungsmerkmal.* In seiner Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft

(«Die feinen Unterschiede») weist der Kultursoziologe Pierre Bourdieu anhand breit gefächerter Untersuchungen nach, dass Geschmack und Vorliebe nicht naturgegeben sind, sondern in engem Zusammenhang mit der sozialen Herkunft sowie mit Art und Grad der Ausbildung stehen. Geschmack wird zum Klassenmerkmal. Ob einem Kunstwerk, einer bestimmten Aufführung nun Lob oder Tadel entgegengebracht wird – immer greift das Urteil auf ein ethisch fundiertes Wertsystem zurück.
Kultur als Unterscheidungshilfe ist nicht nur zwischen verschiedenen Gattungen (Malerei oder Musik), sondern auch innerhalb einer Gattung (Mozart oder Madonna) bis ins Detail (Madonna oder Michael Jackson, Karajan oder Harnoncourt) aktiv. Sie wird vom Kultur-Marketing mittlerweile als Kulturprofilierung gezielt gefördert. Schon in der Sekundarschule ist es wichtig, ob man auf Madonna oder auf Michael Jackson steht. Es ist ein Entscheid über die Gruppenzugehörigkeit innerhalb der Klasse, über die Kleidung, die man trägt (oder tragen möchte), über das Lieblingsgetränk (Pepsi oder Coke) und über die zur Schau gestellte Gesinnung (Lifestyle). Die Unterschiede bei Karajan vs. Harnoncourt sind kaum geringer.
Kultur enthält auch ein trennendes Element. Der kulturelle Hintergrund – und somit das Kulturverständnis und die Kulturerwartung – eines alternativbewegten Zwanzigjährigen unterscheiden sich wesentlich von dem eines gutsituierten Abteilungsleiters. Diesem teils bewussten Sich-abgrenzen-Wollen muss jede Kulturpolitik Rechnung tragen. Kultur ist an und für sich integrierend, die Vermischung verschiedener Kultur-Stile etwas Befruchtendes und langfristig Anzustrebendes, aber sie kann nicht gegen den Willen der Beteiligten durchgesetzt werden. Insofern erweist sich die oft gehörte Kultur-Konsens-Lüge («überall für jeden etwas») als kurzbeiniges Lippenbekenntnis.

Herausforderungen im heutigen Kulturbetrieb

– *Kommerzialisierung:* Lange hat man geglaubt, die Rockmusik sei an sich ein Medium des Protestes, weil sie in ihren Anfängen (spiess)bürgerliche Werte angegriffen hat. Heute jedoch stehen hinter den Rockgrössen genau jene Namen, gegen die ursprünglich angesungen wurde. Wirtschaft und Industrie haben sie klammheimlich aufgekauft, haben den Rock resorbiert, haben ihr Firmenlogo unter den Protest gesetzt und verkaufen ihn nun als domestiziertes Abenteuer weiter. Die Ideologien der sechziger und siebziger Jahre werden heute gegen Marktanteile verhökert, und es ist nur gerecht, dass die Nachfolger der damaligen Superstars zu Megastars befördert wurden, denn sie leisten auch wesentlich mehr. Die kulturelle Auseinandersetzung verkommt dabei zu einem inneramerikanischen Wirtschaftsderby Pepsi gegen Coca-Cola.

Ein weiteres Beispiel: Zwei Jahre nach dem Aufkommen der Punks lagen ihre Klamotten damals in den Boutiquen. Heute wird mit der neuen Mode auch gleich die Käuferschaft lanciert, die Trends werden nicht mehr einfach befolgt, sondern gezielt gesetzt (Batman-People).
– *Elektronische Medien:* Die elektronischen Medien und die Kommunikationstechnologie des 20. Jahrhunderts sind dabei, das öffentliche Leben zum Erliegen zu bringen. Nichts ist uns teurer als die Mittel zur Erleichterung der Kommunikation. Aber dann sind wir auf einmal überrascht, dass die Medien bei den Zuschauern Passivität erzeugen. Die beliebige Erhältlichkeit medialer Kultur macht den Konsumenten völlig vergessen, dass aktive Kultur menschliches Bemühen erfordert, und zwar auf beiden Seiten.
– *Starsystem:* Zu allen Zeiten hat es berühmte und namenlose Künstler gegeben, und das Publikum wollte stets lieber die berühmten als die namenlosen sehen. Das Starsystem zieht seinen Profit daraus, dass der Abstand zwischen Berühmtheit und Namenlosigkeit weiter vergrössert wird. Wenn 1000 Konzertgeiger berühmt sind, ist keiner berühmt. Also werden zehn davon gefördert und auf Tournee geschickt, der Rest versinkt in der Anonymität. Das Publikum will mit der Zeit keine Aufführung mehr sehen, in der nicht irgendeine Berühmtheit auftritt, und verliert das Interesse an der Musik selber.
– *Überqualität:* Die überragende Qualität eines Interpreten, welche die Tonträgerindustrie verbreitet, wird zunehmend zur Voraussetzung für den Konzertbesuch. Nur die Besten der Besten haben Gelegenheit, im Studio mit modernsten Collagetechniken Musikdarbietungen einzuspielen, deren Qualität nicht einmal sie selbst im Konzertsaal noch erreichen. Und wir hören uns die Schallplatte dann bei ganz alltäglichen Verrichtungen an, zum Beispiel beim Zähneputzen. Ohne uns darüber klarzuwerden, wie ausserordentlich das ist, was wir hören, stehen wir mit den allerhöchsten Qualitätsansprüchen auf vertrautem Fusse und übertragen sie unbesehen auf die Interpreten des nächsten Konzertes.

Die Alternativbewegung und ihre Kultur

In den siebziger Jahren ist die Alternativbewegung entstanden – eine bunte Mischung aus um das Wohl des Planeten besorgten Intellektuellen, stressgeschädigten Mitbürgern, Traumtänzern, Selbermachern und Ausgeflippten. Ihre Wurzeln reichten von der Ökologiebewegung und der Friedensbewegung über die Studentenunruhen, die Hippies, Gammler und Beatniks bis zurück zur Lebensreformbewegung um die Jahrhundertwende. Was sie zusammenhielt, war nicht ein politisches Programm (auch wenn sie sich gegen Atomkraftwerke und Flugzeugstartbahnen zusammentaten), sondern eher eine Art gemeinsames Bewusstsein, dass es so nicht weitergehen kann: Um-

weltzerstörung, Rohstoffverknappung, Leistungsdruck, Konsumwut, technologischer Fortschritt, Staatsbürokratie und Arbeitsentfremdung führten zum Wunsch, auszusteigen, alles hinter sich zu lassen zugunsten eines neuen, ganzen, sinnvollen Lebens ohne Stress und unter Gleichgesinnten. Aber *aussteigen* bedeutete zugleich auch *einsteigen,* z. B. in Landkommunen, Handwerkskollektive, in die Grüne Partei – damals belächelte Institutionen.

Der Berliner Wissenschaftssenator Peter Glotz billigte der Alternativbewegung jedoch schon 1980 eine Pilotfunktion zu: «Sie erfüllt, obwohl sie sich gegen die bestehende Gesellschaft definiert, eine wichtige Funktion: Sie weist auf neue Konfliktlagen oder auch auf eine Bedrohung alter europäischer Werte durch bestimmte, eingeübte Lebenstechniken der Industriekultur hin und vollzieht eine Art Probehandeln in Richtung neue Lebenstechniken.»

Die emotional bestimmte, zum Teil vage Alternativ-Philosophie, deren offizielle Grundgefühle die Angst und die Sehnsucht waren, schlug sich in einem entsprechenden Kulturverständnis nieder: (An-)Teilnahme stand im Vordergrund, Selbstfindung war wichtig, Suchen anstatt Finden, Prozess statt Produkt, Probe statt Aufführung. Es war die Bereitschaft da, alles jederzeit zu hinterfragen.

Die Alternativkultur hat sich in der Folge rasch entwickelt, ist reifer, professioneller, erwachsener geworden. Der Begriff «Alternativkultur» liegt heute bereits quer im Mund, weshalb eher von «nicht etablierter Kultur» gesprochen und damit oft «noch nicht etablierte Kultur» gemeint wird. Geblieben ist jedoch die Bereitschaft, alles in Frage zu stellen, und das Misstrauen dem Kunst- und Kulturbetrieb gegenüber, die Angst davor, gekauft zu werden und die eigene Unabhängigkeit zu verlieren, die Horrorvision, unter dem eigenen Protest eines Tages ebenfalls ein Banken-Signet zu entdecken.

Auf der bürgerlichen Seite wächst zwar die Sympathie, aber es bleibt doch ein Misstrauen darüber, dass man noch weiter gehen kann, als einen Abfalleimer mit getrennten Fächern zu kaufen.

Alternativkultur bezeichnet nicht ein grundlegendes Anderssein dieser Kultur, sondern eine *kritische Wachsamkeit* zum Beispiel in der Auseinandersetzung mit den obenerwähnten Herausforderungen, welche von der etablierten Kultur zumeist ignoriert werden.

Es gibt keine Trennlinie zwischen alternativer und «normaler» Kultur. Alternativkultur ist überall. In einer Zeit, in der ohnehin alles kunstverdächtig ist, lebt sie zusätzlich mitten in und mit der etablierten Gesellschaft und versucht, die Glotzsche Pilotfunktion auf ihrem Gebiet nach bestem Wissen und Gewissen wahrzunehmen.

Die Rote Fabrik

Die Zürcher Interessengemeinschaft Rote Fabrik (IGRF) als Beispiel steht eben jetzt wieder auf einer entscheidenden Kippe. Sie hat zwar mittlerweile europaweit einen Namen (z. B. Taktlos-Festival), aber wer zuviel verdient, wird noch heute per Steuerausweiskontrolle ausgeschlossen (z. B. Yello): Künstler, die von Anfang an dabeigewesen sind, müssen ihre Ateliers verlassen und neuen, unbekannten Gesichtern Platz machen. Eine solche Unternehmenspolitik braucht Mut, zeigt aber gleichzeitig, dass es der Roten Fabrik mit ihrer selbstauferlegten Verpflichtung zur nicht etablierten Kultur ernst ist.

«Opernhaus raus aus der Roten Fabrik!», «Leben in die tote Fabrik!» Mit diesen Slogans demonstrierte die ARF (Aktionsgruppe Rote Fabrik) am 30. Mai 1980 für mehr Geld für die Jugend- und Alternativkultur sowie gegen eine weitere Belegung der Roten Fabrik durch das Opernhaus. In der Folge kam es zu Strassenschlachten und Verhaftungen. Der Aufstand der «Kulturleichen» in der Roten Fabrik gegen die «verknöcherten Systemleichen» im Opernhaus war die Initialzündung zum «heissen Sommer» 1980, in dem sich «d Bewegig» für ein Autonomes Jugendhaus Zürich (AJZ) einsetzte. Vorangegangen war die Suche nach einer geeigneten Jugendhaus-Liegenschaft, die sich bis ins Jahr 1945 zurückverfolgen lässt und in deren Verlauf nicht weniger als neun Projekte geprüft und für ungeeignet befunden wurden (Linth-Escher-Schulhaus, Tierspital, Drahtschmidli, Globus-Areal, Hof 103, Schipfe, Lindenhof («Bunker»), Schindlergut und AJZ). Der 60-Millionen-Opernhaus-Kredit war nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Vor allem über der Frage der *Autonomie* entzündeten sich die Gemüter. Autonomie ist das zugesicherte Selbstverwaltungsrecht in einem Teilgebiet des Staates. Autonomie ist nicht gleichbedeutend mit Anarchie, und Anarchie wiederum nicht mit Chaos und Terror (an-archos ≙ ohne Herrscher; Form des Zusammenlebens, in der es keinen Herrscher gibt). Willi Ritschard sprach von Autonomie als von «selbstverwalteter Macht». In kapitalistischer Ausprägung rückt der Autonomiebegriff eher in die Nähe des Eigentumsbegriffs: In meinem eigenen Haus darf ich vieles, was ich in der Öffentlichkeit nicht dürfte. Eigentum wird hier zur Teilautonomie.

Bald schon verhärteten sich die Fronten. Der Unmut über die vielen kaputten Fensterscheiben führte zu einem diffusen Gewalt-Verständnis, welches Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Personen gegeneinander aufrechnete. Die Frage, wer bei der letzten Demo wieder den ersten Stein geworfen habe, erstickte die Diskussion um die eigentlichen Fragen zunehmend. Dazu kamen AJZ-interne Probleme wie Drogensucht und Beschaffungskriminalität. Anfang 1982 warf die Trägerschaft das Handtuch. Das AJZ wurde geschlossen

und einige Tage später auf Geheiss des Stadtrates «generalstabsmässig abgebrochen» (Tages-Anzeiger).
Gewissermassen im Schutz der AJZ-Auseinandersetzungen hatte sich die IGRF auf einen beschwerlichen Weg gemacht und sich zu einem *Verein* formiert, mit Geschäftsleitung und Mitspracherecht für das Personal. Der im September 1980 auf drei Jahre bewilligte Versuchsbetrieb diente auch dazu, zu erproben, welches Mass an Autonomie sich in einem so komplexen und grossen Betrieb bewährt (6200 Quadratmeter Nutzungsfläche, davon 64 % für Kulturzentrum, 36 % als Mietflächen vorgesehen).
1983 nahm die RF im kulturellen Leben der Stadt Zürich bereits einen wichtigen Platz ein. Der Stadtrat beantragte eine Verlängerung des Versuchsbetriebs bis 1986 sowie einen Betriebsbeitrag von 600000 Franken. Die Gruppe der bildenden Künstler, die über etwa 60 von der Stadt Zürich gemietete Ateliers verfügte, gründete die Künstlervereinigung Trakt B und richtete eine Ausstellungshalle (Shedhalle) ein, in der etwa acht Ausstellungen pro Jahr durchgeführt werden. Am See entstand das Restaurant Ziegel oh Lac. Der Quartierverein Wollishofen fasste Fuss im Trakt C und band das Kulturzentrum zunehmend im Quartierleben ein. Ein Kindergarten mit Ludothek wurde eingerichtet, weitere Räume wurden an eine Segel- und eine Tanzschule vermietet.
Im Herbst 1987 nahm das Zürcher Stimmvolk die *Vorlage über eine definitive Institution Kulturzentrum Rote Fabrik* überraschend deutlich an. Heute ist die Fabrik eine der wichtigsten und präsentesten Plattformen für das nicht kommerzielle Musik-, Theater- und Literaturschaffen. Seit 1980 sind mehr als 2000 Veranstaltungen durchgeführt worden.
Der Betrieb ist mittlerweile ähnlich strukturiert wie das Opernhaus. Basisdemokratische Entscheidungsprozesse, die sich oft als zu schwerfällig erwiesen, sind zunehmend von verantwortlichen Köpfen abgelöst worden.
Öffentlich geförderte Kultur wird zu einem kollektiven Gut wie z. B. die Armee oder die Schule, wo jeder profitiert, wo aber auch jeder etwas leisten muss; sie wird angreifbar, verantwortbar, politisch. «Soll z. B. für eine Veranstaltung ein Bedürfnisnachweis erbracht werden, so verlangen wir Eintritt, damit wir sagen können, so und so viele Billette haben wir verkauft – solche Massnahmen integrieren einfach», sagt ein Mitarbeiter.
Und der Badener Christoph Doswald, Vorstandsmitglied der Shedhalle-Vereinigung: «Unsere Ausstellungen werden immer professioneller, mit professioneller Präsentation und professionellem Katalog. Wir stellen gute Leute aus, haben dafür ein volles Haus, eine gute Presse und schaffen uns so allmählich einen Namen. Aber es gibt auch Probleme. Die Bereitschaft, sich ohne Aussicht auf persönlichen Erfolg gemeinsam für etwas zu engagieren, sinkt zum

Beispiel stetig. Die Illusionen sind am Verschwinden. Dann die immer arrivierteren Künstler – wenn ich daran denke, dass wir hier nicht etablierte Kunst machen... es ist ein Eiertanz.»
Die Stadt Zürich aber zieht nun voll mit. Sie hat zehn Jahre nach den 60 Millionen fürs Opernhaus auch deren 11 für einen Umbau der Roten Fabrik bewilligt und sich in den «Schwerpunkten zur Zürcher Kulturpolitik» gleich selber folgende fünf Aufgaben gestellt. Kulturpolitik soll

- das überlieferte Kulturgut erhalten und pflegen;
- das zeitgenössische künstlerische Schaffen unterstützen und fördern;
- den kulturellen Ausdruckswillen der Individuen und der gesellschaftlichen Gruppierungen anerkennen;
- die künstlerische und kulturelle Freiheit der Kunstschaffenden und kulturellen Gruppen schützen;
- dafür sorgen, dass jedermann der Zugang zu kulturellen Gütern und Leistungen offensteht.

Alternativkultur in Baden

«Bei Räumung: Kursaal-Pogo!» und «Kulturbesetzt!» lauteten die Transparente bei der Schlachthofbesetzung am 5. November 1988. Auch hier war eine lange Odyssee der Kulturbewegten vorausgegangen. Auch hier stand ein 18,5-Millionen-Kredit für das neue Stadtcasino zur Diskussion. Eine Neuauflage von «Kulturleichen gegen etablierte Systemleichen»? – Die Parallelen sind offensichtlich.
Die Stadt Baden ist im Umbruch. Sie ist nicht mehr Sitz einer Weltfirma. Die Asea Brown-Boveri baut ab. 60000 Quadratmeter Nutzfläche werden frei. 20000 Quadratmeter an Mietobjekten gibt sie voraussichtlich an die Stadt zurück. Der Charakter der Stadt verändert sich in Richtung Dienstleistung. Eine Identitätskrise droht, gepaart mit einem immer stärker werdenden Sog Richtung Zürich, welchem mit einer Verstärkung der kulturellen Aktivitäten und Leistungen vielleicht begegnet werden könnte. «Wir haben es in Baden je länger je mehr mit einer Art Künstler- und Kunstvermittler-Emigration zu tun», meint Doswald dazu: «Ohne hier Namen nennen zu wollen, bedaure ich es ausserordentlich, dass so viele gute Leute nach Basel, Zürich, Bern abwandern und dort arbeiten. Ein Drittel bis ein Viertel der Belegschaft der Roten Fabrik stammt im Moment aus der Region Baden. Das hat nicht nur mit der Stadtgrösse zu tun.»
Auch Stadtammann Josef Bürge hält verstärkte kulturelle Aktivitäten für ein geeignetes Rezept. Schon bei seinem Amtsantritt 1985 hat er die Kulturförderung an die Spitze seiner Aufgaben-Prioritätenliste gesetzt. Ab heute, 1. Januar 1990, gibt es durch die neue Organisationsstruktur der Stadtbehörde zum

ersten Mal in Badens Geschichte einen «Kultursenator» (Ressort 4, Kultur: Stadtbibliothek, Museen, Jugendarbeit, Kultursekretariat, darunter auch Alternativkultur). Bürge ist denn auch weitgehend zufrieden mit dem Erreichten, wie er in einem Zeitungsinterview (BT vom 6. Juli 1989) erklärt: «Ich erinnere an den Erweiterungsbau des (...) Landvogteischlosses (...), an die Aufstockung des Kunstkredites, an die Erhöhung der Beiträge an Kurtheater, Claque und Kindermuseum, an die Neusubventionierung des Teatro Palino, an die Wiedereröffnung einer städtischen Galerie im Amtshimmel, an das Engagement der Stadt bei der Restaurierung der Villa Langmatt.» Auch das Stadtcasino ist an dieser Stelle zu nennen. «Aber wir haben auch Misserfolge zu verzeichnen», fährt Bürge fort: «So ist es beispielsweise (...) nicht gelungen, die Raumfrage für die (...) alternative Kultur zu lösen.» Gerade hier aber ist der «Kulturtourismus» Richtung Zürich besonders augenfällig. «Gömmer i d Bar oder uf Züri?» lautet die Samstagabend-Gretchenfrage: «Hät öpper de Chare für i d Fabrik...?»

Seit bald zwei Jahren strebt die Stadt Baden nun eine gemischtwirtschaftliche Nutzung des *Schlachthofes* an. Diese ist noch nicht ausdividiert. Zusätzlich müssen Probleme mit der Standortgemeinde Wettingen gelöst sowie eine starke Trägerschaft aufgebaut werden. Sie soll privat und strukturiert sein. Auf autonome Experimente lässt sich die Stadt nicht ein. «Das Kulturzentrum wird bestimmt nicht selbstverwaltet sein. Wir wollen keine rechtsfreien Räume», sagt Stadtschreiber Heinz Herrmann. Dafür soll eine besoldete Vermittlerstelle zwischen Stadt und Trägerschaft geschaffen werden.

Auf meinen Vorschlag anlässlich eines Besuchs auf dem Stadtammannamt, doch einmal die Rote Fabrik zu besuchen, meint Bürge, er kenne die Fabrik, er sei zweimal dort gewesen und habe Struktur, Organisation und Aktivitäten vor Ort studiert. Er glaube durchaus, dass die Fabrik als Modell für ein Badener Kulturzentrum dienen könne. Bestimmt könnte man auch von deren zehnjährigen Erfahrungen profitieren und «gewisse langwierige Entwicklungen abkürzen».

Von einem «Sortiment von Würstchen» im Schlachthof war nach der Besetzung im BT vom 7. September 1988 zu lesen, «gut abgebrüht», «naiv oder hoffnungslos verbohrt» seien die Besetzer, die Aktion verdiene «kaum ein mitleidiges Lächeln» und «der Begriff alternative Kultur» beinhalte «etwa soviel – oder sowenig – wie ein Bazooka, der zwei Stunden bekaut worden ist».

Solcherart Balsam für die Ewiggestrigen, die ohne Feindbilder nicht leben können, stimmt nachdenklich. So wird einer polarisierenden Meinungsbildung, die niemandem dient, Vorschub geleistet. Auf die Rolle der Medien angesprochen, meint Josef Bürge: «Wir sind weder die Guten und die Ikuzeba die Bösen, wie es das BT gerne sieht, noch ist es umgekehrt, wie im AV zu

lesen ist. Es ist einfach so, dass Stadtrat und Ikuzeba unterschiedliche Vorstellungen von einem Kulturzentrum haben und wir uns deshalb auseinandergerauft haben. Wir werden uns auch wieder zusammenraufen. Ich bin überzeugt, dass es ohne Feindbilder geht.»

Ideen lassen sich nicht aufhalten, wenn sie stark genug sind. Auch alternative Ideen nicht. Das haben jüngste Ereignisse um Kaiseraugst und Wackersdorf, die deutsche Null-Lösung und weltweit angelaufene Abrüstungsbemühungen auf eindrückliche Art bewiesen: Was die Antiatom- und Friedenspolitik vor zehn Jahren gefordert hat, ist heute Bestandteil der Weltpolitik.

Aber lokal verdrängen lassen sich solche spinnerten Ideen sehr wohl. Das Badener Klima ist alternativen Lebens- und Kulturformen gegenüber zuwenig aufgeschlossen. «Wer weiss, was die da wieder für ein Süppchen kochen, man hört ja allerhand...», so geht die Rede am Mittagstisch. Beim Regieren wird zuviel *reagiert* und zuwenig *agiert.* Die Politik als Kunst des Machbaren bleibt wie überall hinter diesem Machbaren zurück, sobald das Engagement fehlt. Erst wenn es brennt, wenn besetzt wird oder eine Jugendkommission zurücktritt, wird Zählbares auf einmal möglich.

Gefährlich ist eine solche Verdrängungspolitik nicht. Baden 1990 ist nicht Zürich 1980, zuviel Wasser ist seither die Limmat hinuntergeflossen. Sie ist letztlich bloss ein versteckter Entscheid, nicht mit der Zeit zu gehen. Dies ist in einem Land, das sich noch heute von der Idee eines gemeinsamen Europa bewusst abseits hält, für welches heute, 1990, das CH-Jubeljahr 1991 wichtiger ist als das EG-Jahr 1992, im Grunde nicht erstaunlich.

Beat Gloor

Literatur:

Claudia Mast: Aufbruch ins Paradies? Die Alternativbewegung und ihre Fragen an die Gesellschaft. Edition Interfrom, Zürich, 1980.

Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens – Die Tyrannei der Intimität. Ex Libris, Zürich, 1985.

Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 685, Frankfurt am Main, 1982.

Regula Howald et al.: Die Angst der Mächtigen vor der Autonomie. Aufgezeigt am Beispiel Zürich. Gegenverlag, Horgen, 1981.

Präsidialabteilung der Stadt Zürich: Schwerpunkte der Zürcher Kulturpolitik. Zürich, 1985.

Günter Nenning: Ideen sind zuletzt stärker als Politiker. Weltwoche vom 20. Juni 1989, S. 13.

Stadtrat Zürich: Schaffung eines Zentrums für Freizeit-, Kultur- und Bildungsaktivitäten in der Roten Fabrik. In: Vorlage zur Volksabstimmung 1987.